
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 126. Bromberg, den 2. Juni. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(Schluß.)

„Liebe gnädige Frau, darum geht es hier nicht. Es geht um Andy, der leidet. Sehen Sie, wäre er ein Mann ohne Bedeutung wie ich, ohne jeden Anhang, dann wäre das alles gleichgültig. Aber er ist es nicht. Er hat Sie. Er ist gehetzt, ein Verbrecher ohne Heim, ohne jede Möglichkeit eines gesicherten Lebens. Was tut er jetzt mit diesem schrecklichen Beruheimer? Was können wir erhoffen? Für ihn selbst, wie ich schon sagte, würde das nichts ausmachen. Er hat früher schon gehungert, und Gott hat immer geholfen. So würde es wieder werden ... Doch Sie? Sie und er sind eins. Was soll daraus werden?"

Sie erhob sich und wandte sich ihm zu. Selbst in seiner ungeheuren Erregung sah er, daß sie ganz blaß war.

„Sie meinen, es gibt nur eine Möglichkeit für ihn, damit er glücklich wird, für unser Glück, für seines?"

Er wußte, daß sie verstanden hatte, und flüsterte: „Ja."

Sie schwankte einen Augenblick. Dann, weiß und zitternd, kam sie durch den Raum und nahm Tonios Kopf in ihre Hände.

„Er ist ein anständiger Mensch, Tonio, nicht?" rief sie aufgeregt.

„Ein anständiger Mensch!" sagte Tonio.

„Dann soll er es tun. Er und ich zusammen. Und Sie auch, Tonio, Sie gehören zu uns."

Andy kam niedergeschlagen zurück. Sie fragte: „Nun?"

„Du kennst doch deinen Kaufmann von Venedig? Alles ist zu Ende."

Er warf sich in einen Stuhl. Diana kniete sich neben ihn hin. „Ich habe mit Tonio gesprochen. Es ist nicht zu Ende, es ist der Anfang. Du hast nur eines zu tun."

Er sah sie vergrämt an. „Ich weiß, was du meinst. Nimm an, ich tue es, abgesehen von meinem eigenem Gewissen, wird dadurch alles nur noch verschlimmert. Und dann vor allem, was wird aus dir?"

„Aus mir? Ich gehöre zu dir! Von jetzt ab bis ans Lebensende."

Tonio ging an das offene Fenster, stützte seine Ellbogen auf die Schutzstange und sah die verzauberte Stadt an. Plötzlich fühlte er sich hart an der Schulter gepackt. Er wandte sich um und sah einen veränderten Andy vor sich.

„Wir gehen jetzt alle nach Conney Island. Wir alle haben eine höllisch schwere Zeit vor uns."

22.

Nicht viel später verließen sie Newyork als Sir Andermann und Lady Drake.

„Wir wollen von Anfang an unter richtiger Flagge segeln", meinte Diana.

Sie hatte auf diese Heirat bestanden. Ihre Gründe waren so zwingend, daß Andy zustimmen mußte. Zuerst hatte er sich hartnäckig geweigert. Er, wie sie, waren sich klar darüber, daß sie Schande und Schimpf auf sich nahmen.

„Wenn du mich für zu schwach hältst, es zu ertragen", sagte Diana, „sag es besser gleich, und wir sind ein für allemal fertig miteinander."

Und so waren sie verheiratet, und Tonio war Brautführer gewesen. Sie hatte ihren Bekannten in Amerika die Heirat wenige Stunden vor der Abfahrt des Schiffes mitgeteilt.

Tonio begleitete die beiden auf ihrer Reise. Die letzten Tage in Newyork waren plötzlich recht arbeitsreich geworden. Ein Freund Stebbings hatte das berühmte Bett gekauft. Einer ihrer amerikanischen Kunden, die auf ihrem Weg von Mexiko nach Canada durch Newyork rasten, hatte sie telephonisch zu einer Unterredung gebeten und ihr den Auftrag gegeben, seltene kostbare Renaissancemöbel aufzutreiben, wenn möglich spanisch, für ein Haus, das er in St. Barbara baute. Das Zweiggeschäft in Newyork begann feste Umrisse anzunehmen. Die wirtschaftlichen Aussichten in dieser Hinsicht waren glänzend, und die Firma konnte daran denken, Tonio anzustellen, dessen Zukunft Andys größte Sorge war ...

Die „Aquitania" war überfüllt. Die drei saßen zusammen an einem versteckten Tisch in dem riesengroßen Saal. Aber fast nur bei den Mahlzeiten war Tonio mit ihnen zusammen. Er verstand es, auf geisterhafte Art in die abgelegensten Teile des Schiffes zu verschwinden, und hatte eine ebenso unbegreifliche Fähigkeit immer zur Stelle zu sein, wenn man ihn brauchte. Andy und Diana hielten sich abseits von jeglichem öffentlichen Leben und allen Vergnügungen. Sie erlaubten dem Steward, das Gerücht zu verbreiten, daß sie auf der Hochzeitsreise seien und wünschten, daß man sie ungestört lasse. Die Amerikaner hatten nie etwas von einem „Drake" gehört. Sie bewunderten die junge Frau, die entzückend anzusehen war. Sie hatten das Glück, keinen persönlichen Bekannten zu begegnen. So führten sie ein völlig ruhiges, abgeschlossenes und ungestörtes Leben. Und es war für beide erfüllt von Glück, das sich noch steigerte, wenn sie daran dachten, wie bald es unterbrochen werden würde. Am liebsten saßen sie an Deck auf der Windseite, die bei rauhem und schlechtem Wetter von den Fahrgästen gemieden wurde. Dort konnten sie allein sein, allein mit dem grauen Himmel und dem grauen Meer, sie konnten einander in innigster Gemeinschaft bei den Händen halten oder auch von den vergangenen Dingen reden, von den gegenwärtigen und den zukünftigen, jeder darauf bedacht, den anderen zu verstehen.

Sie hatten selige Augenblicke. Beide geboten über eine der schönsten Gottesgaben: den Frohsinn und das Lachen.

„Denken wir, es wäre die Zeit des Krieges", sagte sie einmal. „Angenommen, wir wären verheiratet gewesen, und du wärst hinausgegangen, du wärst gefangen genommen worden, wir hätten eine jahrelange Trennung auf uns genommen und würden jetzt kaum noch daran denken. Laß uns das alles jetzt als einen Krieg bezeichnen."

Aber wenn sie des Nachts zitternd aufwachte, schlich sie sich durch die Kabine zu dem Bett, in dem er schlief, nahm ihn in ihre Arme, weckte ihn auf und flüsterte:

„Oh, Andy, Liebling, sag mir, daß es recht ist, was ich getan habe. Sag mir, daß du mich nicht hassest, weil ich dich veranlasse, dies zu tun. Du kannst es ertragen? Ja? Wenn du es nicht ertragen kannst, dann ich auch nicht."

Und Andy hielt sie eng umschlungen und beruhigte sie.

Als sie sich Cherbourg näherten, stand sie bei ihm und musterte den Strand, ihren Arm in dem seinen.

„Es ist die letzte Möglichkeit, Andy. Du kannst hier landen und bist sicher."

„Was würde ich damit gewinnen?"

„Deine Freiheit."

„Wohl möglich. Aber dich würde ich verlieren."

Sie schüttelte den Kopf. „Jetzt nicht mehr."

„Doch, bloß dein Leib wäre mein, deine Seele aber, das, was mir mehr wert ist als mein Leben und meine Freiheit, würde ich verlieren. Und wenn du zehnmal nein sagtest, es ist so. Es gibt für mich nur eine Möglichkeit, alles wieder gut zu machen, in deinen Augen und auch in meinen eigenen."

Sie schauerte: „Ich habe Angst."

Er drückte sie an sich und lächelte ihr zu.

In Southampton, während der Landungsvorbereitungen, kam, unauffällig gekleidet, ein Mann in mittleren Jahren auf Andy und Diana zu.

„Sir Hermann Drake?"

„Nein", sagte Andy, „mein Name ist Andermann, Sir Andermann Drake. Hier ist mein Paß."

„Kann ich Sie ungestört sprechen?"

„Gewiß", sagte Andy, und sie gingen in ein Gesellschaftszimmer.

„Ihr Name, bitte?"

„Inspektor Moggeridge von Scotland Yard."

„Meine Frau, Lady Drake", sagte Andy. „Sie weiß alles. Bitte nehmen Sie Platz."

„Ich habe einen Verhaftungsbefehl auf den Namen Sir Hermann Drake", sagte der Inspektor. „Sie haben England im Januar unter falschem Namen verlassen. Sie nannten sich Andermann. Man nahm in gewissen Kreisen an, daß Sie nicht zurückkehren würden. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen. Doch als wir von der Polizei in Newyork erfuhren, daß Sie zurückkehrten, wieder unter falschem Namen, waren wir gezwungen zu handeln."

„Warum?" fragte Andy, „Was habe ich mir zuschulden kommen lassen?"

„Hochverrat, Spionage!"

„Aber ich bin gar nicht Sir Hermann Drake", sagte Andy. „Ich bin sein Zwillingsbruder Andermann Drake, der Erbe des Titels."

„Unseres Wissens starb der Zwillingsbruder im November."

„Nein", sagte Andy. „Darin irren alle. Sir Hermann Drake ist tot. Ich kann Ihnen hundert Beweise liefern, die beweisen werden, daß ich unmöglich Sir Hermann Drake sein kann. Ich kann die Beweise aus Amerika herbeischaffen. Aber ich brauche diesen Umweg gar nicht. Dr. Selous von der Harley Street, der große Herzspezialist, meines Bruders ärztlicher Berater, kann es Ihnen binnen fünf Minuten bestätigen."

„Sie mögen recht haben, aber es ist nicht meine Aufgabe, Ihre Worte auf ihren Wahrheitsgehalt zu untersuchen", sagte der Inspektor höflich. „Doch die ganze Geschichte klingt äußerst unwahrscheinlich."

„Das gebe ich zu", sagte Andy. „Hören Sie in wenigen Worten, wie es sich zugetragen hat." Und er erzählte ihm alles so abgekürzt, wie nur möglich.

„Ich kehre nach England zurück, um mich zu stellen und die Strafe für mein Vergehen entgegenzunehmen." Der Inspektor war verblüfft über diese völlig neue Eröffnung.

„Was werden Sie jetzt tun?" fragte Andy liebenswürdig. „Ich hoffe, Sie werden mich und Lady Drake in Ruhe weiterfahren lassen. Ohne Handschellen und dergleichen."

Der Inspektor lachte. „Natürlich. Sie begleiten mich bei Ihrer Ankunft in Waterloo nach Scotland Yard."

„Ganz einverstanden, Inspektor. Ich weiß, daß Sie und Ihre Leute dafür sorgen werden, daß ich inzwischen nicht entwische."

Inspektor Moggeridge erhob sich, verbeugte sich vor Diana und ging hinaus.

„Ich danke nochmals Gott", sagte Diana zu Andy, „daß du nicht in Cherbourg ausgestiegen bist."

23.

Andy brauchte nicht lange, um die Behörden und die Kriminalbeamten zu überzeugen, daß Sir Hermann tot war. Er wurde zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. In Anbetracht seiner vielen Vergehen gegen das Gesetz sei die Strafe gering, erklärte der Richter. Man könne nicht bloß vom romantischen Standpunkt aus urteilen. Es könne keineswegs geduldet werden, daß Leute, die Zeugnisse fälschten, unter falschem Namen auftreten, Schecks fälschten, Testamente zerrissen, für ihre Missetaten nicht voll zur Verantwortung gezogen werden. Er erkenne als Milderungsgrund an, daß sich der Angeklagte selbst gestellt habe und im vollen Umfang geständig sei. Und darum werde er bloß zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Andy hatte das erwartet, vielleicht, vielleicht sogar noch mehr. Es bedeutete bei gutem Verhalten dreieinhalb Jahre Gefängnis.

Auf Ersuchen des Anwaltes gestattete der Gerichtshof der Lady Drake einen Besuch bei ihrem Gatten, bevor er in das Gefängnis eingeliefert wurde. Sie traf Andy in dem kalten, kahlen, fast leeren Raum. Ein Wächter stand vor der Tür. Sie hielten einander umschlungen. Sie flüsterte ihm leise Worte des Trostes zu. Dann das große Geständnis:

„Ich habe es dir nicht gesagt, ich habe es mir für diesen Augenblick aufgehoben. Es soll uns beiden helfen. Im April kommt das Kind."

— Ende —

Kleine Reisenotizen.

Von Norbert Jaques.

Zwischen Altertum und Flugzeug.

Die Zusammensetzung der Verkehrsmittel, die ich für eine Reise durch die Anden von Quito, der Hauptstadt Ekuadors, nach Bogota, der Hauptstadt Kolumbiens, und weiter an die Küste zu benutzen hatte, war so romantisch wie widerspruchsvoll. Sie umfaßte sämtliche Techniken, die der Verkehr seit Bestehen der Menschheit entwickelt hat, und spannte sich zwischen eine Pferdekraft (nämlich die des Tiers, das mich trug) und das Gewalttempo der 500 PS in einem neuen Motor.

Wohl beginnt die Reise fast normal in Quito mit dem Einsteigen in einen Eisenbahnzug. Das Zugfahren in diesen Gegenden ist noch eine solche Seltenheit, daß die Namen der Reisenden in den Zeitungen mitgeteilt werden. Nach einigen Entgleisungen hat man am Nachmittag eine Stelle erreicht, an der mitten in der dorf- und hauslosen Wildnis der Anden in einer Berghalde plötzlich die Gleise aufhören. Notgedrungen muß also der Zug stillstehen und wird von den Reisenden des einzigen Wagens verlassen.

Nun fährt man im Auto auf der schon fertiggestellten Trasse der Bahn etwa 50 Kilometer, geht dann in den Sattel, reitet über einen antiken Saumpfad und steht unerwartet und unvermittelt nach zwei Tagen am Beginn einer Autostraße. Sie liegt wie ein Stumpen mitten im Land, und die Wagen müssen auseinandergenommen auf dem Rücken von Indianern hintransportiert werden. Die Straße mag 150 Kilometer lang sein und führt über die Grenze bis zur Stadt Pasto.

Hier muß man wieder ins Mittelalter zurück, reitet fünf bis sechs Tage über Berg und Tal, stößt neuerdings ohne Übergang auf eine Ausweitung des Reitpfads, auf der man mit dem Kraftwagen bis Popayan fährt. Jetzt in die Bahn nach Armenia. Von Armenia über den Kindiupaß

im Kraftwagen. Aber schon hört die Straße wieder auf, und Reittiere stehen bereit, einen in anderthalb Tagen zu einem Ort zu bringen, von dem aus man das Auto benutzt und bis Ibagué fährt, wo man in die Bahn steigt, die in Bogota endet.

Von der Station Girardot dieser Linie aus kann man, wenn man dann zurück an die Küste muß, sich auf einen Dampfer begeben, der je nach dem Wasserstand des Magdalenastroms acht bis zwanzig Tage, oft noch länger, unterwegs ist. Rascher geht es allerdings mit einer Junkers oder Dornier der Scadta (Columbianisch-Deutsche Gesellschaft für Lufttransporte), die den 1200 Kilometer langen Flug in etwa acht Stunden macht, wofür man alles in allem an die tausend Mark zu erlegen hat.

Andere Verkehrsmöglichkeiten, all die erwähnten Orte zu erreichen, gibt es nicht, es sei denn, man gehe zu Fuß. Das taten meine Pferdeknechte nach Landessitte und zwei deutsche Burschen, auf die ich unterwegs stieß, aus Wandertrieb.

Dukaten haben noch Kurs.

Auf jener Reise traf ich in einer Gegend Geldverhältnisse an, die nicht weniger sonderlich waren als die Beförderungsmittel, die ich brauchte, um diese Gegend zu erreichen. In einer größeren Ortschaft vor Pasto aß ich zu Mittag und legte, um mein und meines Chauffeurs Essen zu bezahlen, eine kolumbianische Fünf-Peso-Note hin. Unter dem Geld, das ich zurückbekam, sah ich ein Silberstück liegen, das mir nicht ins Land zu passen schien. Ich schaute es mir genauer an und stellte fest, daß es ein Taler aus dem Jahre 1775 und mit dem Bildnis der Maria-Theresia war. Eine nähere Betrachtung der übrigen Silberstücke ergab noch ein deutsches Zweimarkstück aus der Zeit Wilhelm I. und einen Schweizer Franken mit der sitzenden Helvetia, also ein Geldstück, das in Europa schon vor dem Krieg außer Kurs gesetzt worden war.

Den Maria-Theresien-Taler hätte ich mir wegen der Kuriosität gefallen lassen. Aber so für den Dummen gehalten zu werden, daß man auch die beiden anderen entwerteten Silberstücke auf mich abzuladen versuchte, erfüllte mich mit Ärger. Aber der Chauffeur beruhigte mich. Die Geldstücke seien gültig, sagt er. Pah! dachte ich mir, ausgeschlossen, irrsinnig! Der Mestize hilft dem Wirt. Sie teilen nachher.

Spöttisch fragte ich und legte das Zweimarkstück hin: „Und was gilt das denn?"

„Eine Fuerte!" war die Antwort. (Die Grundwährung war der Peso-Dollar. Aber das Volk hatte von früher für jede Scheidemünze die alten eigenen Namen beibehalten. Darunter war der Fuerte mit einem Wert von fünfzig Centavos.)

Ich schob den Maria-Theresien-Taler hin. Ohne Bedenken antwortete der Cauffeur: „Eine Fuerte, eine Peseta und ein Real."

Ich war trotzdem nicht überzeugt, steckte aber das Geld ein. Während ich dann aber einige Tage in Pasto wohnte, um mir Pferde für die Weiterreise zu besorgen, sah ich, daß in dieser Gegend alles Silbergeld der Welt und aller Zeiten in Kurs war. Man nahm alles. Man nahm das Geld der südamerikanischen Nachbarstaaten wie das der USA oder der europäischen Länder, das unseres wie das eines früheren Jahrhunderts. Man hätte auch türkisches oder indisches Geld genommen. Man kümmerte sich nämlich nicht darum, welche Zahl oder Währung darauf stand, man nahm es nach einem nach der Größe aufs Ungefähr mit den Augen abgeschätzten Wert.

Eine ideale, wenn auch altertümliche Einschätzung von Geldeswert. Das Geld ist noch nichts Selbständiges. Es ist der Behelf eines bequemen Tauschmittels.

Die Zone, in der diese mit unseren durch die Inflation gegangenen und zugeschärften Anschauungen über Geld so gar nicht übereinstimmende Sitte bestand, hörte bei der Weiterreise, drei Tage nördlicher, wie abgeschnitten am Fluß Dos-Rios auf, wo mir die Neger, die uns und die Pferde übersetzten, einen venezolanischen Bolivar aus dem Geld herauslasen, das ich ihnen gegeben, und ihn vor meine Füße fallen ließen.

Dies Gebiet ist ein Dorado für Münzensammler. Der europäische Kaufmann, dessen Gastfreundschaft ich in Pasto genoß, sammelte sich aus den Tageseinnahmen die interessanten Stücke heraus. Ihre Jahreszahlen wechselten durch fünf Jahrhunderte. Es waren solche dabei, die den Kopf Karls V. trugen und also in einer Zeit geprägt, in der dieses Land erobert und diese Stadt Pasto gegründet worden war, was sich im Jahre 1539 ereignet hatte.

Eine Erklärung dieses merkwürdigen Zustandes kann man nur in der Abgeschlossenheit der Gegend suchen, die von seit Jahrhunderten kolonisierten Indianern bewohnt ist und zu ihren Kunden die Indianer des Putumayo zählt, die man auf dem Markt in Pasto zu sehen bekommt, wie sie ihre Einkäufe anscheinend aus einem alten Schatz von Kupferstücken machen, den sie seit Geschlechtern in ihrem Wald aufgestapelt haben mögen. So wird man wohl auch eines Tages aus den Wäldern der ehemalig deutschen Südseeinseln einmal den Schatz der Markstücke wieder hervorkommen sehen, den die nach der Kontraktzeit heimgekehrten Eingeborenen als Lohn für die drei Jahre Arbeit in ihre Dörfer gebracht haben, wo die neu geprägten Markstücke dann gleich unauffindbar verschwanden.

Jedes Haus sein eigenes Heilbad.

Das ist in Windhuk, der Hauptstadt des früheren deutschen Südwestafrika, der Fall. Wochenreisen weit rundum kommt nur das Wasser ins Land, mit dem die seltenen, oft Monate aussetzenden Regen die sogenannten Reviere überfüllen. Das Naß verläuft gleich und verdunstet, da man noch nicht, wie am Nil, zu systematischen Aufspeicherungsmethoden durchgedrungen ist.

In Windhuk aber sind immerwährend fließende Quellen, die allerdings mit fast Kochtemperatur aus der Erde sprudeln. Der Besitz dieser Quellen war bis vor einem halben Jahrhundert Anlaß zu immer sich wiederholenden Kriegen zwischen Hereos und Hottentotten. Erst durch die Ankunft der Deutschen in den achtziger Jahren wurden die Kämpfe beendet, indem der Gouverneur von François den Eingeborenen gegenüber die Gegend neutralisierte. Sie, die bisher in der Eingeborenensprache Aikham, das ist „Heißes Wasser", geheißen, wurde nun Niemandsland genannt. Und die heißen Quellen benutzte man dazu, in dem als Verwaltungsstadt von der Deutschen Regierung gegründeten Windhuk die Wasserleitung zu speisen. Das tun sie noch heute, wo Windhuk eine Siedlung von 4000 weißen und 6000 Negereinwohnern geworden ist.

Die Quellen, die ergiebig fließen, haben einen so außerordentlich starken Gehalt an Schwefel, daß sich weit in der Runde dessen Geruch bemerkbar macht. Außerdem besitzen sie Eisenbestandteile. Sie kommen mit 80 Grad Celsius aus dem Boden. Wohl wird das für die Leitung bestimmte Wasser einem Entschwefelungs- und Kühlprozeß unterworfen, bevor es in die Pumpen gelangt. Aber es steht noch immer mit 60 Grad Celsius in den Wasserleitungsröhren, wenn es in die Häuser kommt, und entfließt in Gefäße und Badewannen mit einem beträchtlichen Rest an Schwefel- und Eisengehalt.

So ist jedes Haus in Windhuk sein eigenes Heilbad. Die Temperatur dieses Wasserleitungswassers führt zu Schwierigkeiten, da ein Wärmestand von 60 Grad das Baden nicht erlaubt, das aber in den exotischen Ländern zu einer täglichen Notwendigkeit gehört. Um das tägliche Morgenbad möglich zu machen, haben die Hotels Behälter aufs Dach gebaut, in denen das Wasser über Nacht abkühlt.

Kleine Sparren großer Männer.

Von Fritz M. Hamerling.

Es ist eine Binsenwahrheit und bedarf keiner Beweise, daß uns gerade an den großen Männern aller Zeiten ihre kleinen Schwächen und Absonderlichkeiten besonders gut gefallen, ja, daß wir ihre Fehler nicht zuletzt deshalb lieben, weil sie uns dadurch menschlich näher gerückt erscheinen. Und wenn schon, wie es Lombroso lehrte, die Grenzen zwischen Genie und Wahnsinn nicht immer auseinander zu halten sind, um wieviel natürlicher und liebenswerter muten uns dann nicht die sogenannten kleinen Sparren und Schrullen großer Männer an!

Von Moltke ist uns eine kaum allgemein bekannt gewordene Episode aus dem Feldzug 1870/71 überliefert, die es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. An einem kalten, unfreundlichen Morgen beschloß der große Schweiger, sich im Freien zu rasieren. Zum größten

Erstaunen seiner nächsten Umgebung, welche die Gründe dieses absonderlichen Entschlusses nicht zu würdigen vermochte, ließ sich Moltke, fernab von jeglicher Behausung, Pinsel, Becken, Messer, Wasser — natürlich kaltes! — und Seife reichen. Nur ein Spiegel war im Augenblick nicht aufzutreiben. In unerschütterlicher Gelassenheit wählte Moltke den knorrigen Stamm einer Eiche und schob zwischen einige Buckel und Verdickungen des Stammes das Verschönerungsrüstzeug. Doch Rasieren ohne Spiegel? Noch kurzem Überlegen begehrte der General mit knappen Worten ein Stücklein Kreide. Eilfertig reichte es ihm ein Ordonnanzreiter aus der Satteltasche. Und was tat der große Moltke? Er zeichnete mit leichten, sauberen Strichen in Mannshöhe einen vollmondrunden Rasierspiegel an den Stamm des Eichbaumes. Seifte sich gründlich ein, rasierte sich fein säuberlich sämtliche Stoppeln aus dem Gesicht, fuhr sich einmal flüchtig über Kinn und Wangen und verließ — frischrasiert, also gutgelaunt — die Stätte seines stillen Wirkens. Sein starkes Vorstellungsvermögen hatte genügt, in einer schlichten Kreidezeichnung den vollwertigen Ersatz eines schöngeschliffenen Rasierspiegels zu erblicken. Wo ein Wille, ist immer ein Weg. Moltkes eiserne Willenskraft fand immer die richtigen Wege.

Auch Wilbur Wright, der ältere der Gebrüder Wright, die durch ihre kühnen Flüge zu Beginn unseres Jahrhunderts die ganze Welt in Erstaunen versetzten, konnte großartig schweigen. Ihre ersten Flugversuche unternahmen die beiden Brüder bei City Hawk in den Dünen an der Küste des Atlantik in Nord-Karolina. Nicht weit entfernt von jener Stelle, an der später, am 15. Oktober 1928, das Luftschiff „Graf Zeppelin" das amerikanische Festland erreichte. Schon damals waren den kühnen Piloten mehrere amerikanische Reporter geschäftig auf der Spur. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend, hatten beide Flieger ein instinktives Mißtrauen gegen alle Leute, die sich mit ihnen aus geschäftlichen Gründen befaßten. Immer glaubten sie, man wolle sie übervorteilen, ihnen das Geheimnis ihrer Konstruktionen rauben. Jahrlang schlief Wilbur Wright nachts bei seiner Flugmaschine. Da beide ständig in unscheinbaren Arbeitsblusen herumliefen und auch sonst sehr menschenscheu waren, konnten sie von Neugierigen nur schwer erkannt und gestellt werden. Es gab sogar Leute, welche die Gebrüder für ausgemachte Schwindler hielten und in dieser Annahme noch bestärkt wurden, als die Wrights für ihre erste öffentliche Vorführung in Europa — es handelte sich um einen Dauerflug von fünfzig Kilometern — die damals geradezu phantastisch anmutende Summe von einer Million Frank verlangten. Noch schwieriger als Wilbur Wright ausfindig zu machen, war der Versuch, ihn zum Sprechen zu veranlassen. Berühmt waren seine knappen und groben Antworten gegenüber neugierigen Ausfragern. Bei einem feierlichen Gala-Essen, das man gelegentlich den Gebrüdern zu Ehren veranstaltete, wurde Wilbur Wright bestürmt, etwas von seiner Fliegerei zum besten zu geben. Er hatte eine stattliche Hakennase und glich in der Tat selbst einem merkwürdigen Sturmvogel, halb Adler und halb Papagei. Mit gutmütiger Anspielung auf diese Ähnlichkeit erklärte Wright der ganzen Tischgesellschaft: „Meine Herren! Man sagt, daß ich wie ein Papagei aussehe, aber ich spreche nicht." Das war die längste Tischrede seines Lebens. Daraufhin setzte er sich und schwieg beharrlich.

Als Roald Amundsen nach seiner bedeutsamen Entdeckungsfahrt vom Südpol heimkehrte, verhielt er sich ebenfalls reichlich sparrig. Selbst seinem leibhaften Bruder teilte er seine Rückkehr nach Norwegen nicht mit. Bevor er die norwegische Hauptstadt betrat, wo große Ehrungen Amundsens und seiner Mannschaft vorgesehen waren, ließ er sich seinen stattlichen Bart abrasieren und nahm einen anderen Namen an. Nachdem ihn König Haakon in Audienz empfangen hatte, verließ er das Palais durch ein Hintertürchen und entzog sich planmäßig allen ihm zugedachten Ehrungen. Er haßte das „Berühmtsein" und drückte sich von öffentlichen Festlichkeiten, wo immer er es tun konnte. Persönlichen Glückwünschen ging er oft meilenweit aus dem Wege. Vielleicht hatten ihn die erschütternden Erlebnisse in der Welt des weißen Todes, dem er später selbst in tragischer Weise erlag, so menschenscheu gemacht?

Und die Sparren anderer großer Geister? Von Balzac wird uns berichtet, er hätte sich täglich um sechs Uhr abends schlafen gelegt und sich um Mitternacht erhoben, um sich starken Kaffee zu kochen. Während dieser mitternächtlichen Beschäftigung trug der Dichter eine weiße Mönchskutte. Sein Landsmann Gustav Flaubert wälzte sich wiederholt, wie seine Zeitgenossen zu ihrer grenzenlosen Verwunderung feststellten, auf dem Teppich seines Arbeitszimmers herum, wenn ihm der Ausdruck eines bestimmten Satzes seiner kecken Geschichten nicht bei der ersten Niederschrift gelingen wollte. Sehr „plastisch" arbeitete auch Henrik Ibsen, der die Personen seiner Gesellschaftsdramen durch bestimmte Tierfiguren darstellte. Esel, Ochsen, Hunde und Ziegen häuften sich auf diese Weise nicht selten auf dem Schreibtisch des Dichters. Der Norweger Björnson liebte es, auf seinen täglichen Spaziergängen Blumensamen in alle Winde zu verstreuen und seine nächsten Freunde zu der gleichen ungewöhnlichen Beschäftigung anzuhalten.

Eine verhältnismäßig große Anzahl spleeniger Genies stellen naturgemäß die Angelsachsen. Von Edgar Allen Poe kennt man seine komisch wirkende Vorliebe für seine eigenen Füße. Stundenlang konnte er in einem Stuhl sitzen und wortlos seine Füße betrachten, die er, wie gesagt, besonders schätzte und auf die er ungemein stolz war. Darwin hatte wenig Achtung vor Büchern. Wälzer, die ihm zu dick und unhandlich erschienen, riß er beim Lesen in zwei Teile, wobei er sich wenig darum kümmerte, ob ein solches Buch ihm oder jemand anders gehörte. Bret Harte empfing seine besten dichterischen Einfälle auf nächtlichen Wagenfahrten und fühlte sich stets besonders geschmeichelt, wenn man ihn für einen waschechten Engländer hielt. Schlimm erging es dem bekannten Kriminalschriftsteller Jack London, der in die Eiswüsten Alaskas floh, um sich vor Reportern, Interviewern und Handelsvertretern zu retten. Monatelang schuftete er dort in einer einsamen Blockhütte, in deren Nähe sich Bären und Wölfe Gutenacht sagten. Als er schließlich doch gezwungen war, sich in einer zivilisierteren Gegend aufzuhalten, mietete er sich ein mit Hecken und hohen Bäumen gegen neugierige Blicke geschütztes Landhaus bei San Francisco und schrieb eigenhändig auf ein Schild über die Eingangspforte seines Dichterheims die Worte: „Eintritt nur Befugten gestattet. — Befugt ist nur der Eigentümer!"



Bunte Chronik



Weltmeister im Pfeifenrauchen.

Noch immer werden die merkwürdigsten Rekorde ausgetragen. Es ist noch gar nicht lange her, daß ein Mensch ein Biermarathon veranstaltete, bei dem er sage und schreibe 106 Glas Bier trank, und es hat schon Rekorde der Kartoffelesser, der Pfannkuchenesser und der Teetrinker gegeben. Im Londoner Convent Garden ist dieser Tage ein Wettkampf der Pfeifenraucher ausgetragen worden. Für Menschen, die dem Tabaksqualm abhold sind, wäre selbst das Zuschauen nichts gewesen, denn über hundert Pfeifen rauchende Männer, unter denen sich sogar drei Frauen befanden, pafften fröhlich durcheinander. Als Sieger ging aus diesem merkwürdigen Wettstreit ein Mann hervor, der eine 2,3 Gramm Tabak fassende Pfeife besaß und diese eine Stunde 15 Minuten lang ununterbrochen in Brand gehalten hat.



Lustige Ecke



Dialog in der Droschke.

„Donnerwetter, das Pferd geht aber noch einen ganz hübschen Trab für sein Alter. Hätte gar nicht gedacht, daß es noch so laufen kann."

„Lieber Herr, erstens ist das Pferd noch gar nicht so alt, und zweitens kann es auch ganz langsam laufen. Aber det macht es bloß bei janz feine Leute."

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.